

Predigt zum Bachfest 2023 über Lukas 8,4–8 und BWV 181 „Leichtgesinnte Flattergeister“

Prof. Andreas Schüle

Als nun eine große Menge beieinander war und sie aus den Städten zu ihm eilten, redete er in einem Gleichnis: Es ging ein Sämann aus zu säen seinen Samen. Und indem er säte, fiel einiges auf den Weg und wurde zertreten, und die Vögel unter dem Himmel fraßen's auf. Und einiges fiel auf den Fels; und als es aufging, verdorrte es, weil es keine Feuchtigkeit hatte. Und einiges fiel mitten unter die Dornen; und die Dornen gingen mit auf und erstickten's. Und einiges fiel auf gutes Land; und es ging auf und trug hundertfach Frucht. Als er das sagte, rief er: Wer Ohren hat zu hören, der höre!

Liebe Gemeinde,

Jesus hat gerne in Gleichnissen gesprochen. Gleichnisse – das sind kleine Bilder und Erzählungen aus dem alltäglichen Leben, die etwas veranschaulichen wollen, was mit unserem eigenen Leben zu tun hat. Gleichnisse sind wie ein Spiegel, in dem wir uns selbst betrachten können. So auch das Gleichnis vom Sämann und vom vierfachen Acker, das wir gerade gehört haben.

Dieses Gleichnis war der Evangelientext am 13. Februar 1724, als Bachs Kantate „Leichtgesinnte Flattergeister“ erstmals aufgeführt wurde – die Kantate, die auch in diesem Gottesdienst erklingen wird. Und sie werden es hören: Der unbekannte Textdichter der Kantate und natürlich Bachs Musik liefern eine ganz eigene Auslegung dieses Gleichnisses für die Menschen ihrer Zeit. Sie kleiden das, was das Gleichnis über Menschen sagt in ein eigens Bild: „Leichtgesinnte Flattergeister“.

Aber lassen wir zunächst dieses Gleichnis auf uns wirken, bevor wir es dann in Bachs Interpretation musikalisch erleben: Da ist ein Bauer, der seine Saat ausbringt – von Hand, wie man das damals eben gemacht hat. Es

ist ein positives Bild. Säen hat etwas mit Wachstum und Lebendigkeit zu tun, mit Reife und Ernte. Es ist auch ein von Ruhe getragenes Bild. Wer sät, muss warten können. Saat wächst nicht schneller aus dem Boden, weil man ungeduldig daneben steht – schwer zu ertragen für manche Zeitgenossen, die alles gerne „zeitnah“ haben wollen. Heute halten es manche ja schon nicht aus, wenn eine Email nicht sofort beantwortet wird oder es auf eine WhatsApp nicht direkt eine Antwort gibt.

Das Bild von Aussaat und Ernte ist ein heilsam ‚langsames‘ Bild – ein Bild dafür, wie Glaube entsteht, heranreift und Frucht bringt. Vermutlich hätte Jesus dieses Bild auch verwendet, wenn er heute, in unserer Welt gelebt hätte. Glaube kann man nicht downloaden oder bei Amazon bestellen. Glaube geht nicht „schnell schnell“. Glaube braucht Zeit – ‚organische‘ Zeit. Glaube muss Wurzeln schlagen können. Und ja, Glaube ist schon auch ein sensibles Pflänzchen, bis er einmal blüht und Frucht bringt.

So schön dieses Bild vom Sämann auf den ersten Blick ist – irgendetwas ist doch seltsam daran. Wenn man genau hinschaut, scheint dieser Sämann doch recht ungeschickt bei der Sache zu sein, denn es geht ihm erstaunlich viel daneben. Jedenfalls wirft er seine Saat vor allem dort aus, wo sie gar keine Chance hat aufzugehen: auf die Straße, wo man drauftritt; auf Felsen ohne Erde; oder unter Dornen, die alles ersticken. Dass ein bisschen Saatgut am Rand des Ackers landet, das mag sein. Aber dieser Sämann scheint gar nicht darauf zu achten, wo seine Saat eigentlich hinfällt.

Es ist typisch für die Gleichnisse Jesu, dass sie uns ein vertrautes Bild vor Augen führen, dieses Bild aber entscheidender Stelle so verfremdet, dass man darüber ins Nachdenken kommt. Was also hat es auf sich mit diesem eigenwilligen Sämann, der so gar nicht effektiv vorzugehen scheint?

Jesus hat dieses Gleichnis wahrscheinlich erzählt, um seine Jünger auf ihre Rolle als Wanderprediger und Missionare vorzubereiten. Sie würden der Sämann sein; sie würden das Evangelium, die Saat, unter die Menschen

tragen. Und, vielleicht, würde daraus etwas werden, würden Gemeinden entstehen, würde Glaube wachsen. Aber das war eine Arbeit mit hohem Frustrationspotential. Missionare wurden damals, genauso wie heute, als eher sonderbare Gestalten betrachtet. Da machten sich eine Handvoll junger Männer auf den Weg und predigten das Evangelium eines Jesus von Nazareth, von dem niemand zuvor etwas gehört hatte. Kein sonderlich eindrucksvoller Auftritt! Das Gleichnis bereitet die Jünger darauf vor, dass das meiste der ausgeworfenen Saat nie aufgehen würde. Da wartete im wahrsten Sinn des Wortes viel vergebliche Liebesmüh auf die Jünger. Aber genau das sollte sie nicht verzweifeln lassen. Einfach weitermachen. Aussähen. An das glauben, was man tut. Denn irgend etwas von der Saat würde auf fruchtbares Land fallen. Aus wenigen Saatkörnern kann erstaunlich viel werden. Ein einzelnes Korn bringt immerhin 40 oder 50 neue Körner hervor. Jesus verspricht sogar hundertfache Frucht.

Diese Denkweise wird niemandem einleuchten, der sich vor allem für Effizienz und kalkulierbaren Gewinn interessiert. Das Bild vom Sämann ist geradezu ein Gegenprogramm zur Ökonomie unserer Tage. Da geht es darum, dass man in möglichst kurzer Zeit mit möglichst geringem Aufwand zu einem maximalen Ergebnis kommt. Wer Profite machen und reich werden will, arbeitet bestimmt nicht so wie der Sämann dieses Gleichnisses. Aber genau darum geht es: Die Ökonomie, die Jesus hier gleichnishaft beschreibt, ist eine Ökonomie der verschwenderischen Hoffnung. Wie lange auch immer es dauern mag und wieviel Saatgut auch immer es brauchen mag, irgendwann fällt guter Same auf gutes Land. Darauf lohnt es sich zu hoffen und geduldig hin zu arbeiten, auch wenn man dabei immer wieder enttäuscht wird.

Diese Ökonomie der verschwenderischen Hoffnung ist nicht zuletzt deswegen eine christliche Ökonomie, weil sie das imitiert, was Gott selbst tut. Denn natürlich ist der großzügige Sämann dieses Gleichnisses auch ein Bild für Gottes Güte und Großzügigkeit. Wenn Gott selbst nicht unbeirrbar

verschwendungsvoll mit uns umginge, dann gäbe es wohl wenig Hoffnung für uns.

Aber warum geht so viel Saat nicht auf? Man muss kein frühchristlicher Missionar sein, um zu wissen, was vergebliche Liebesmüh ist. Das erklärt Jesus mit dem vierfachen Ackerboden. Und da wird dieses Gleichnis zu einer kleinen psychologischen Studie menschlichen Verhaltens. Es gibt Menschen, die sich sehr schnell für eine Sache begeistern können, aber auch sehr wieder die Lust daran verlieren. Das meint das Gleichnis mit dem Samen, der auf Gestein fällt. Da wächst schnell etwas, aber es kann keine Wurzeln treiben und verkümmert nach kurzer Zeit.

Dann gibt es Menschen, die ihr Leben ganz danach ausrichten, was gerade dran ist – Menschen, die am Puls der Zeit sein wollen. Dafür gibt es heute die sogenannten Influencer – also Leute, die im Internet erklären, was chick und angesagt ist. Und es gibt gerade unter jungen Menschen viele, die sich so sehr ‚influencen‘, beeinflussen lassen, dass sie dabei im Grunde völlig untergehen. Das meint Jesus mit den Dornen, die alles überwuchern und ersticken. Weiterhin gibt es Menschen, an denen einfach nichts hängebleibt, die sich für nichts begeistern, auf nichts konzentrieren können. Das ist der Wegesrand, auf dem die Samen zertreten oder von den Vögeln geholt werden.

So also werden die Menschen sein, denen die Jünger Jesu begegnen werden. Mit dieser kleinen Psychologie menschlichen Verhaltens hält dieses Gleichnis aber auch heutigen Menschen den Spiegel vor. Wo bin eigentlich ich in diesem Gleichnis? Welcher Typ Acker bin ich? Bin ich die Teerstraße, auf der alles plattgetreten oder überfahren wird? Bin ich der Felsen, auf dem nichts gedeihen kann, egal wie heftig man auch düngen mag? Bin ich so geinfluenced und eingespurt, dass alles, was nicht passt, erdrückt wird. Oder bin ich doch auch gutes Land für das, was mir zufällt und was mich braucht? Führe ich ein Leben, das andere erstickt oder nährt? Führe ich ein Leben, das glatt und hart ist oder eines, in dem etwas Wurzeln schlagen kann?

Liebe Gemeinde, dieses auf den ersten Blick schlichte Gleichnis Jesu hat es in sich, wenn man daran geht, es aufzupacken. Es gibt verschiedene Stellen, um sich darin wiederzufinden. Vielleicht kann man es so zusammenfassen: Dieses Gleichnis möchte uns in einen Reifeprozess hineinnehmen, in dem Gottes Wort, als Samenkorn des Lebens, Frucht bringt. Zu dieser Reife gehört beides: jemand, der die Saat sät, und gutes Land, auf dem sie aufgeht. Dieser Reifeprozess braucht Geduld und eben diese verschwenderische Hoffnung, auch dort etwas auszusäen, wo zuvor vielleicht noch nie etwas gewachsen ist; und dieser Reifeprozess braucht die Selbstlosigkeit, sich für gute Saat herzugeben und sich nicht nur für das zu interessieren, was auf meinem eigenen Mist wächst.

Und Bach? Wo in alle dem findet sich die Kantate, die gleich erklingen wird? Bach und sein unbekannter Textdichter wandeln das Gleichnis an einer entscheidenden Stelle ab. Bei Bach gibt es genau besehen nur einen dreifachen Acker, keinen vierfachen: Menschen sind von Natur aus entweder die Dornen, das Felsgestein oder der Wegesrand – also nur die ‚Böden‘, auf denen nichts gedeiht. Sichtbar schlägt die lutherische Sündenlehre durch: Menschen bringen nichts mit, das gute Saat auf ihr gedeihen ließe. Da ist die Kantate deutlich negativer gestimmt als das Gleichnis Jesu. Gutes Land sind wir nicht, aber wir können es werden, wenn Gott uns dazu macht. Aus dem vierfachen Acker des Gleichnisses wird sozusagen ein 3+1. Und dieses +1 ist Gottes schöpferisches Handeln, ohne das es nichts Gutes gibt. Mit diesem +1 endet die Kantate:

Du kannst nach deiner Allmachtshand
Allein ein fruchtbar gutes Land
In unsern Herzen zubereiten.

Ein recht ernüchternder Schluss. In Jesu Gleichnis ist Gott derjenige, der mit verschwenderischer Hoffnung so lange sucht und säht, bis er das gute Land findet. Bach schreib in unser Gleichnis die „Allmachtshand“ Gottes ein, die

allein aus dürrem Land etwas Brauchbares machen kann. Diese Allmachtshand ist schon ein recht schweres Geschütz, das unserem Gleichnis und seiner organischen Bildwelt die natürliche Leichtigkeit nimmt. Aber vielleicht kann man das, was Bach und die Tradition hinter ihm meinen, in der Bildwelt unseres Gleichnisses zu Ende erzählen. Das Gleichnis spricht von Aussaat und Ernte und gutem Land. Aber da fehlt eigentlich noch etwas – nämlich jemand, der sich kümmert, der die Sprösslinge hegt und pflegt, der jätet und wässert. Selbst das beste Land kann man nicht sich selbst überlassen. Vielleicht will uns die Kantate uns ja genau dafür einen Sinn vermitteln: Gott ist nicht nur Sämann, sondern auch der Gärtner, der sich kümmert, egal was wir nun sind oder noch nicht sind. Gott sorgt sich ein Leben lang darum, dass seine Saat in uns aufgeht. Vielleicht braucht es dazu gar keine ‚Allmachtshand‘, sondern eher die sorgsame Hand des Schöpfers, die tut, was nötig ist. Vielleicht darf man unser Gleichnis also noch um ein Bild ergänzen: Wir sind nicht nur das Land, auf den der Same fällt. Wir sind auch die Sprösslinge, die darauf wachsen. Ein ermutigendes Bild, denn egal, wie jung oder alt wir sind, wie angesagt oder altmodisch, wir sind und bleiben die Sprösslinge, die Gott pflegt und zu ihrer Reife bringt, wie flattergeistrig auch immer wir dabei sein mögen.

Aber hören wir selbst.

Amen